

Leere Hände in Freiheit und Not

Bettler und Betteln aus franziskanischer Sicht

Franz von Assisi bettelte nur in Notfällen und die von ihm gegründete Gemeinschaft wurde erst allmählich zum Bettelorden. Bis heute aber bedeutet franziskanische Armut Solidarität mit den Schwächsten. Denn: Wer Gott Vater nennt, kann niemand aus der Sorge um die Geschwister ausschließen.

Kapuziner werden bis heute »Brüder des Volkes« genannt: Männer mit Nähe zu einfachen Leuten und mit Gespür für Armut. Als Reformfranziskaner sind wir ein Bettelorden. »Mendikanten« kennen seit 800 Jahren die Erfahrung, in Lebensunterhalt und Behausung von der Gesellschaft unmittelbar abhängig zu sein: gewollt und sehr konkret. Meinem Orden setzt Franz von Assisi das Maß. Er verweist radikal auf die »Fußspuren« und die Praxis Jesu. Der spirituelle Teil dieses Beitrags kommt darauf zurück. Zunächst sollen kurze Streiflichter die eigene Alltagspraxis beleuchten.

Geschwisterlich – auch zu Bettelnden

Wie ich denn als Bruder mittellosen Süchtigen begegne, die auf Bahnhöfen Passanten anspre-

chen, und mit Bettlerinnen umgehe, die auf Einkaufsmeilen am Boden sitzen, oder mit Zigeunerinnen, die Kirchenportale belagern? Meine Antwort: brüderlich! Konkret heißt das: Sympathie – ja, und Almosen – nein! Zuwendung und Zeit – ja, und eine schnelle Gabe – nein! Ein heißer Kaffee – ja, und ein kaltes Geldstück – nein! Seit dem langen Winter 1991/92, den ich in der Drogenszene und mit Obdachlosen Zürichs verbracht habe, gebe ich grundsätzlich kein Geld mehr »auf der Gasse«, suche jedoch möglichst aufmerksam zu sein. Meistens habe

»geteilte Zeit und Zuwendung«

ich nur ein paar Münzen in der Tasche, weniger als jene, die mich um Geld bitten. Das Generalabo erlaubt mir schweizweit freie Fahrt mit den öffentlichen Verkehrsmitteln, und unterwegs habe ich gewöhnlich auch Brot und Früchte dabei. Bettelt mich jemand an, ist geteilte Zeit und Zuwendung mein bestes Geschenk – und sei es nur für ein paar Minuten. Geld verhilft in den wenigsten Fällen zu mehr Menschlichkeit. Essen dagegen schon.

Ich erinnere mich an eine Bettlerin, zu der ich mich vor ein Schaufenster auf den Boden setzte (ich war nicht in Kutte unterwegs, was bei

Begegnungen unangenehme Aufmerksamkeit erspart): Fünf Minuten nur setzte ich mich zu ihr hin, auf Augenhöhe, und erlebte eine ebenso überraschende wie warme Begegnung mitten in der Kälte. Eine kurze Zeit vergaß die verwahrloste Frau die Einsamkeit, die flüchtigen Blicke von oben und die vielen ausweichenden Schritte. Wir teilten weit mehr als Zeit: Ich teilte mit ihr die Banane, die ich mir zur Jause mitnahm, und die Frau teilte mit mir etwas von ihrer Freude und von ihrem Leid. Lebhafter verlief die Begegnung mit einem Penner, der an einem kalten Regentag um ein paar Euro bat: Er wollte »etwas Warmes in den Magen bekommen«. Es war an einem fremden Bahnhof. Ich hatte eine halbe Stunde Zeit und lud ihn zu einem Kaffee mit Brötchen ein. Er wählte eine gemütliche Cafeteria. Dort erzählte er mir in 25 Minuten seine Geschichte, ohne einen Schluck zu trinken, und verabschiedete mich dann strahlend: Sie ließen ihn da nie hinein, und jetzt werde er eine weitere halbe Stunde als Gast sitzen bleiben, denn sein Kaffee sei ja bezahlt! Wer sich etwas Zeit nimmt, wird nicht dem »Bettlerproblem« begegnen, sondern bettelnden Menschen – Mitmenschen, die mit je eigener Geschichte und eigener Not mit leeren Händen und bisweilen auch leerem Blick vor dir stehen.

Zeit ist mehr als Geld

Kein oder kaum Geld, doch Zeit, Essen und Zuwendung: Diesem Grundsatz folgen auch unsere Klöster. Die meisten haben eine schlichte »Suppenstube« bei der Pforte. An einigen Orten sind es vereinzelt, die anklopfen. In städtischen Klöstern kommen auch mehrere Stammgäste: Sie essen aus unserem Kochtopf, bekommen auch Sandwichs mit auf den Weg und erhalten alkoholfreie Getränke. Neue Formen der Armut

bringen Betagte, arbeitslose Junge wie auch alleinerziehende Mütter zu uns, um sich mit Grundnahrungsmitteln einzudecken. Wer obdachlos einen Schlafplatz braucht, findet in einigen Klöstern ein Notbett oder erhält einen Gut-

»Betteln und Geben stiftet nur Leben, wenn es auf Teilen basiert.«

schein für die Notschlafstelle. Wo im Sprechzimmer unbezahlbare Rechnungen auf den Tisch kommen oder sich finanzielle Notlagen offenbaren, weisen wir Menschen den Weg zum Sozialdienst der Pfarrei oder der Gemeinde, der qualitativ helfen kann und mit dem wir in Finanzfragen zusammenarbeiten. Der schnelle Griff in die Tasche und eine kalte Münze auf der Gasse oder ein Geldschein im Besuchszimmer hätten meist nur den »positiven« Effekt, dass wir uns Zeit sparen und Verlegenheit überspielen. Bettelorden wissen aus jahrhundertelanger Erfahrung, dass Betteln und Geben nur Leben stiftet, wenn es auf Teilen basiert: ein Teilen auf Augenhöhe, im Wahrnehmen des Du, im solidari-schen Miteinander, mit wachem Gespür für menschliche Not und mit der Phantasie, Auswege aus Nöten zu finden.

Betteln bei Franziskus

Der Poverello gilt populär als »Bettler Gottes«: Als junger Luxuskaufmann und Modeexperte vom Leben verwöhnt und sozial privilegiert, Mitglied der führenden Zunft und Festkönig in Assisi, von Karriereträumen getrieben und mit glänzenden Zukunftsaussichten, kehrt er nach einer Sinnkrise dem Business und der Stadt den Rücken. Vom Vater enterbt, wird er sein Leben lang kein Geld mehr in die Hand nehmen und als Freund der Ärmsten leben. Seine Bruderschaft

fasziniert Männer aller sozialen Schichten, Bauern und Handwerker, vor allem aber Bürger und Adelige. Als Kleriker zu den bettelarmen Brüdern stoßen, wird die mittelalterliche Dreiständeordnung gänzlich aufgehoben: Alle arbeiten sie mit den Händen, auf den Feldern der Bauern und als Tagelöhner in städtischen Häusern – Bauern-, Bürger- und Adelsöhne. Alle predigen sie auf Stadtplätzen und in Landkirchen: Laien und Priester, die in Kutte und Lebensweise nicht zu unterscheiden sind. Alle leben sie improvisiert draußen vor der Stadt: einheimische und fremde, namhafte und einfache Brüder.

Franziskus gründet jedoch keinen Bettelorden. Regel und Testament stützen den Lebensunterhalt entschieden auf Gelegenheitsarbeit. Die Brüder dürfen kein Geld annehmen, sich als Tagelöhner oder im Dienst an Aussätzigen aber das Lebensnotwendige erhoffen. Ihre freiwillige

»Zuflucht zum Tisch des Herrn«

Solidarität mit den Ärmsten, die aus der frühkapitalistischen Gesellschaft ausgegrenzt werden, verbietet es den Brüdern, für Dienste und Arbeit Lohnforderungen zu stellen. Wird ihnen das Lebensnotwendige verweigert, dann – und erst dann – nehmen sie »Zuflucht zum Tisch des Herrn«. So nennen Prediger damals das Betteln in der Not.

Seit alters her standen Klöster, Bischöfe und Pfarrer in der Pflicht, ihre Hirtensorge gerade auch den schwächsten Gliedern des Gottesvolkes zukommen zu lassen. Neue Formen der Armut haben im Hochmittelalter zunehmend auch die Barmherzigkeit der Laien herausgefordert. »Ich war hungrig, und ihr habt mir Speise gegeben, ich war nackt, obdachlos, fremd, krank...« (Mt 25). Die Werke der leiblichen Barmherzigkeit motivierten sowohl die private wie auch die institutionelle Nächstenliebe. Sie

führten mancherorts zu einem dichteren, andernorts einem prekären Auffangnetz für soziale Nöte. Multifunktionale Hospitäler oder Hospize und kirchliche Armenspeisungen blieben neben privater Caritas meist die einzige Anlaufstation für materiell oder physisch Notleidende. Diese Netze beanspruchte die franziskanische

»Extremform der Solidarität mit den Schwächsten«

Fraternitas ebenso wie sie sich darin engagierte. Betteln war nur im Notfall, bei fehlender Arbeit oder verweigertem Naturallohn, vorgesehen – und wurde dabei zur Extremform der Solidarität mit den Schwächsten.

Wandel zum Bettelorden

Schon kurze Zeit nach dem Tod ihres Gründers sind die Franziskaner zu einem Bettelorden nach dem Modell der Dominikaner geworden: Handarbeit wich Seelsorge, Laienbrüder machten gebildeten Priestern Platz und verschwanden fast ganz, die Bewegung von Wanderbrüdern wurde in städtischen Konventen sesshaft. Die römische Kurie privilegierte die Dominikaner und Franziskaner gezielt und stellt sie im Konkurrenzkampf mit dem Weltklerus unter direkten päpstlichen Schutz. Das Zweite Konzil von Lyon ließ 1274 die Offensive von Bischöfen, Weltgeistlichen und der Universität Paris gegen die Mendikanten definitiv ins Leere laufen.

Neben den Predigern des Dominikus und den Barfüßern des Franziskus werden später auch die Augustiner-Eremiten und die Karmeliter als kirchliche Bettelorden anerkannt. Die Päpste begründeten ihre Politik damit, dass diese Orden ihrer pastoralen und kulturellen Nützlichkeit wegen unverzichtbar für die Kirche sei-

en. Ihre gut ausgebildeten Mitglieder garantierten eine qualifizierte Seelsorge in den expandierenden Städten. Darüber hinaus stellten diese Bettelorden fortschrittliche Professoren an den Universitäten, brillante Theologen, Philosophen und Naturwissenschaftler, und sie traten als Volksprediger, Schriftsteller, Diplomaten und Inspektoren in den Dienst der Kirche. Ihre international zusammengesetzten Konvente erwiesen sich als Gegenkraft gegen lokalpolitische Interessen oder lokalkirchliche Verengungen und gegen nationalistische Tendenzen.

Sowohl ökonomisch wie auch pastoral bahnten die Dominikaner allen anderen Bettelorden den Weg. Im Gegensatz zu den Predigerbrüdern hatten Karmeliter, Franziskaner, Serviten und Augustinereremiten einen laikalen Ursprung. Weil sie sich »pastoral nützlich« machten und klerikalisieren ließen, haben sie das 13. Jahrhundert überstanden. Im Gegenzug dafür waren die städtische Gesellschaft und die päpstliche Amtskirche bereit, ihnen Klöster zu bauen und ihnen das privilegierte Erbetteln des Lebensunterhalts zu erlauben. Der Fachbegriff »Terminieren« erinnert an die gut organisierte Form dieser Gegenleistung für Seelsorge, Lehre, Gastfreundschaft, Caritas, politische Verdienste und kulturelle Engagements: Schon mittelgroße Städte von 2000 Bürgerinnen und Bürgern leisteten sich zwei oder drei Mendikantenklöster. Diese wur-

**»das privilegierte Erbetteln
des Lebensunterhalts
als Gegenleistung für Seelsorge«**

den derart über die neu entstehenden Quartiere verteilt, dass jeder Konvent einen eigenen Bettelbezirk erhielt und die Brüder sich auf den Gassen nicht in die Quere kamen. Auch das umliegende Land wurde klar abgegrenzt (terminus = Grenze), so dass einzelne Dörfer und Höfe nicht

übermäßig strapaziert wurden. Neu entstehenden Bettelorden hat das Lyoner Konzil von 1274 einen Riegel geschoben, um die pastorale Konkurrenz und die ökonomische Last in Grenzen zu halten: Sie wurden mit Bettel- und Novizenverbot belegt und damit zum Aussterben verurteilt.

Biblische Begründung

Mit ihrem päpstlich privilegierten und städtisch institutionalisierten Betteln haben die Mendikantenorden sich in die bürgerliche Stadtkultur integriert. Das frühkapitalistische Wirtschaftssystem erwartete Arbeit und versprach dafür Lohn. Bettelorden verdienten sich ihren Lebensunterhalt durch klare Gegenleistungen: Sie erhielten für ihr pastorales, pädagogisches, soziales, kulturelles und politisches Wirken Klöster gebaut, Bibliotheken finanziert und durften sich das Essen täglich erbitten. Ideell knüpften sie mit diesem Betteln am evangelischen Ideal der Armutsbewegung an.

Die Aussendungsreden Jesu (Mt 10, Lk 10) lassen die zwölf Apostel und die 72 Jünger mit leeren Händen aufbrechen. Ohne Nahrung und Geld, ohne Ersatzkleider und ohne jede Sicherheit sollen sie heilsam auftreten, die neue Botschaft in Dörfern und Städten verkünden und in die Häuser bringen. Norbert von Xanten wie Waldes, Franziskus wie Dominikus setzen die matthäische Form der »missio apostolorum« radikal um. Der evangelische Biblikler Ulrich Luz interpretiert die Jüngerrede Jesu mit Blick auf frühchristliche Wanderradikale: »Die knappe Sentenz »Umsonst habt ihr empfangen, umsonst gebt!« [Mt 10,8a], die die Gaben der Jünger an die Gabe Jesu zurückbindet, scheint ... in Spannung zu stehen mit der stichwortartigen Sequenz V 10b, dass der Arbeiter sein Essen bekommen soll

... Die Bearbeitung ist in diesem Fall polemisch: Nur die Nahrung, gerade keinen Lohn soll der Arbeiter bekommen ... Geldzahlungen für die Boten des Evangeliums oder Wunder gegen Entgelt kommen überhaupt nicht in Frage. Damit ist auch die Interpretation der Ausrüstungsregel in V 9-10a bestimmt: ... Es geht nicht um Besitz – ob ein Wanderradikaler eventuell etwas zu Hause zurücklässt, steht nicht zur Debatte –, sondern darum, dass man sich für Verkündigung und Wunder nicht entschädigen lassen soll, abgesehen vom Essen, für das Gott durch die Gemeinde und andere Menschen schon sorgen wird (vgl. 6,26) ... Matthäus ist also zweierlei wichtig: Einmal, dass die Evangeliumsverkündigung kein Geschäft sein soll, und zum anderen, dass das Gottesreich nicht verkünden kann, wer für seine Nahrung vorgesorgt hat, in guten Schuhen unterwegs ist, in normaler Kleidung daherkommt und mit einem Stock gegen Überfälle gewappnet ist ... In der alten Ausrüstungsregel der Logienquelle war die Verkündigung des Boten

»dass man sich für Verkündigung und Wunder nicht entschädigen lassen soll«

mit demonstrativer Armut und Wehrlosigkeit verbunden. Das Allernötigste wurde verboten: Ohne Schuhe lebt man unter dem Existenzminimum ... So entsprach es aber dem verkündeten Evangelium, der Botschaft für die Armen, der Wehrlosigkeit, der Feindesliebe, dem Bruch mit allen irdischen Verwandten und dem Leben allein für das Gottesreich.«

Durch die Institutionalisierung der Armutsbewegung im 13. Jahrhundert wird evangelische Nachfolge tatsächlich als »Erwerbsverbot« ausgelegt: Wie Jesus und sein Apostelkreis eine feste Basis in Kafarnaum hatten, primär in der Stadt wirkten und von da zu längeren oder kürzeren

Predigtwanderungen auszogen, stellten sich Bettelorden in den Dienst der urbanen Gesellschaft und ihres Umfelds. Wie Jesus im Haus Simons zu Hause war, lebten die mittelalterlichen Franziskaner in Konventen, die offiziell »dem heiligen

»mit leeren Händen und ohne eigene Absicherung«

Petrus« bzw. dessen Nachfolger in Rom gehörten. Das Evangelium konnte auf diese Weise wieder mit leeren Händen und ohne eigene Absicherung verkündet werden: »umsonst empfangen und umsonst geben, denn der Arbeiter verdient den Lebensunterhalt«.

Ulrich Luz erlaubt sich Seitenblicke auf »spätchristliche festangestellte PfarrerInnen mit Auto«, da Matthäus zur Kirche insgesamt spricht: »Unser Text gehört zu den am stärksten verdrängten der Evangelien. Ist er ad acta zu legen? ... Ich denke, es geht hier wie bei der Bergpredigt darum, Schritte in doppelter Weise zu wagen: Auf der einen Seite ist es der ganzen Institution Kirche, allen ihren Gliedern und Amtsträgern, aufgetragen, kleine, aber bewusste und aktive Schritte in Richtung auf eine größere Armut und Machtlosigkeit ... zu machen. ... Auf der anderen Seite ist es für die ganze Kirche unerlässlich, dass in ihr (nicht neben ihr!) einzelne Gruppen und Gemeinschaften stellvertretend für die ganze Kirche Zeichen radikaler Heimatlosigkeit, Gewaltlosigkeit, Armut und ganzheitlicher Verkündigung setzen.«

»Ich war arm, nackt, hungrig ...«

Die freiwillige Armut der Bettelorden folgt pastoral der Aussendungsrede Jesu (Mt 10). Wenn Franziskus darüber hinaus solidarisch mit den Ärmsten außerhalb der Städte lebt, kommt die

Weltgerichtsrede bei Matthäus (Mt 25) zum Tragen. Der reiche Kaufmannssohn macht ein Schlüsselerlebnis seiner Sinnsuche in der Begegnung mit einem Aussätzigen und – kurz darauf – in der mystischen Erfahrung mit dem »armen Christus« in San Damiano. Gottes Sohn begegnet ihm unter Randständigen. Solche fanden von Betlehem bis Jerusalem Jesu besondere Zuwendung.

Der Vater Jesu offenbart sich Franziskus als Vater »aller Menschen überall auf Erden«. Kein Vaterunser kann Gott gefallen, wenn Betende danach achtlos an bedürftigen Geschwistern vorbeigehen. Als Bruder der Ärmsten setzt Franziskus mitunter auch prophetisch kraftvolle Zeichen: Als eine alte Frau aus Assisi bettelnd zur Portiuncula kommt und die Brüder keine Nahrung haben, lässt Franziskus ihr das einzige Evangeliar schenken, dass sie es teuer verkaufe. »Ich

»Gottes Sohn begegnet ihm unter Randständigen.«

glaube fest, dass dieses Tun unserem Herrn mehr gefällt als wenn wir aus dem Buch lesen.« Als Kardinal Hugolin in Rom Franziskus zu einem Mahl einlädt, verlässt dieser die reiche Tafel, um vor der Türe unter Bettlern Speisereste zu sammeln, und kehrt damit an die Tafel zurück: Der Kirchenfürst wird wortlos ans Gleichnis vom armen Lazarus und vom Prasser erinnert und auf die Kluft aufmerksam gemacht, die ihn »vom Tisch des Herrn« und von den Ärmsten vor seinem Haus trennt. Als der Bruder eines Abends durch die Stadt Sansepolcro zieht und von der Bürgerschaft als lebendiger Heiliger stürmisch begrüßt wird, übernachtet er bei den Aussätzigen, die sozial verstoßen als Unberührbare vor den Toren leben: Die neuen Apostel Jesu ziehen die Nähe zu dessen Lieblingsgeschwistern vor und lenken die Aufmerksamkeit der Etablierten

phantasievoll auf das Schicksal der Nackten, der Kranken, der Hungernden, der Fremden.

Elisabeth von Thüringen wird einen Schritt weiter gehen als Franziskus und als Klara von Assisi, die mit ihren Schwestern in einem Hospitium, einem offenen Haus lebt. Bereits als Landgräfin zeigt sie sich sensibel und mutig als Mutter der Ärmsten, gründet Hospitäler, pflegt

»Wenn Christus sich mit den Ärmsten solidarisiert, an wem darf ich dann vorbeigehen?«

persönlich Kranke und sorgt in einem Katastrophensommer für rückhaltlose Nothilfe. Nach dem Tod ihres jungen Gatten wird sie schließlich zur »Schwester in der Welt«: eine Schwester, die im eigenen Hospital bei Marburg mit den Ärmsten der Gesellschaft unter einem Dach lebt, deren Schicksal teilt und unter den Lieblingsgeschwistern Jesu die Gegenwart des Auferstandenen selbst ergreifend erlebt. In ihrem Wirken und in Franziskus' universalen Hoffnung schwingt die radikal praktische Frage mit: Wenn Gott der Vater aller Menschen ist, wer ist mir dann nicht Schwester oder Bruder? Wenn Christus sich mit den Ärmsten besonders solidarisiert, an wem darf ich dann – und sei es selbst auf dem Weg zum Gottesdienst – vorbeigehen?

Franziskanische Solidarität heute

Die Kapuziner haben in der Schweiz weit über das Zweite Vatikanum hinaus ihren Lebensunterhalt erbettelt. Ich selber lebe auch heute gratis in einem Kloster, das dem Staat gehört. In den ländlichen Gebieten trauern Leute den ausbleibenden Besuchen bettelnder Brüder nach. Erzählungen von eindrucklichen Erfahrungen am

eigenen Stubentisch, im Stall oder an der Werkbank erinnern daran, dass diese Bettelgänge Ausdruck eines gegenseitigen Teilens waren: materielle und spirituelle Unterstützung, geteilte Zeit, geteilte Freude und Hoffnung, Sorge und Trauer, gegenseitige Gastfreundschaft im Kloster und in den Häusern. Alessandro Manzoni hat den Kapuzinern als »Brüdern des Volkes« ein Denkmal gesetzt: Ihre Klöster seien wie ein Meer, das von allen Seiten empfängt und in alle Richtungen weitergibt.

In der postmodernen und nachchristlichen Gesellschaft werden die »Brüder des Volkes« zunehmend Exoten. Das klassische Betteln hat ausgedient. Mein Kloster lebt materiell zu je einem

»Solidaritätsfonds der Provinz«

Drittel von Löhnen, Spenden und Altersrenten. Für besondere Projekte ist modernes Fundraising gefragt. Der Grundsatz konsequenten Teilens jedoch bleibt in gewandelter Form zentral. Wir Brüder bekommen und verdienen mehr Geld, als unser bescheidener Lebensstil selber braucht. Die Überschüsse fließen am Ende jeden Jahres in den Solidaritätsfonds der Provinz. Viele vertrauen uns zudem Gelder an, mit denen wir »Gutes tun« sollen. Diese nähren den Fonds zusätzlich. Vielfältige Nöte im In- und Ausland erhalten daraus wirksame Unterstützung. Unsere Nähe zu den Menschen im eigenen Land und unsere globale Vernetzung in der Weltkirche und im Welt-

orden lassen uns im Stil eines Hilfswerks – bei minimalem administrativem Aufwand und ohne Werbekosten – Entwicklungsarbeit oder Nothilfe leisten. Im Inland erfährt offenkundige oder versteckte Armut unsere materielle Solidarität.

»Das Prinzip des Teilens wird zunehmend risikobereit.«

Jeder Bruder kann begründete Anträge an den Solidaritätsfonds stellen. Dieser finanziert auch die qualifizierte Hilfe, welche soziale Dienste von Pfarreien oder Gemeinden auf unsere Bitte hin in konkreten Nöten leisten.

Unsere Finanzen werden von Jahr zu Jahr spärlicher. Das Prinzip des Teilens wird zunehmend risikobereit: Wir geben weiter, was wir heute teilen können, auch wenn wir in absehbarer Zeit defizitär zu einem »Bettlerorden« werden. Ohne Familienverantwortung und mit freien Händen antwortet unser Leben damit solidarisch auf die spirituelle Grundfrage, die Franziskus am Anfang seines Weges stellt: »Versteht, was es heißt: Gott ist unser Vater!« Ist Gott unser aller Vater, wer ist mir dann nicht Schwester oder Bruder?

Niklaus Kuster, Schweizer Kapuziner, Dr. theol., ist Dozent an der Universität Luzern und an den Ordenshochschulen in Münster/Westfalen, Venedig und Madrid. Er macht zudem franziskanische Basis- und Bildungsarbeit mit dem Tauteam.

¹ Zur Lebensweise Jesu im Licht der heutigen Forschung: Walter Bühlmann/Annemarie Schwegler, Von Betlehem nach Jerusalem. Das große illustrierte Sachbuch zum Leben Jesu, Luzern 2006.

² Ulrich Luz, Das Evangelium nach

Matthäus. EKK I/2, Zürich 1990, 86-104, zit. 95-96, 98, 100, 103-104.

³ Zu Franziskus' Leben, Spiritualität und Aktualität: Niklaus Kuster, Franziskus. Rebell und Heiliger, Freiburg 2009. Entfaltung, Lebensmodelle und Wirkfelder der

franziskanischen Bewegung zeichnet anlässlich des 800. Jubiläums historisch und aktuell nach: Inspirierte Freiheit, hg. von Niklaus Kuster/Thomas Dienberg/Marianne Jungbluth, Freiburg 2009.